

Georgi P. Fedotow

Heilige Männer und Frauen im alten Rußland

Zeugnisse herausgehobenen Lebens durch die Jahrhunderte

Heilige Fürsten und Narren in Christo machen fast ausschließlich die Gruppe der in der Welt lebenden Heiligen Rußlands aus. Sie verkörpern zwei einander entgegengesetzte Richtungen in dem Dienst der Laien an der Welt. Die einen tragen soziale Verantwortung in einem hohen und von der Welt geachteten Amt, die anderen entscheiden sich für die radikalste Form der Weltverachtung inmitten der Forderungen des Alltags.

In der Kanonisierung von Laien entscheidet sich die Kirche für die extremen Pole der Gerechtigkeit und läßt damit den repräsentativen Charakter solcher Heiligsprechungen im Vergleich zu anderen kirchlichen Ämtern hervortreten. Nur wenige Namen von heiligen Laien, die außerhalb dieser beiden Kategorien bleiben, lassen Züge der russischen Volksfrömmigkeit reliefartig hervortreten.

Simeon Werchoturski (gest. 1642) stammte aus einem Adelsgeschlecht, verließ in der Zeit der Wirren seine Heimat und kam in die Gegend von Werchouurje, einem sibirischen Städtchen im späteren Gouvernement Perm. Er ließ sich 54 km von der Stadt entfernt in einem Dorf namens Merkuschinsk nieder, wählte das Leben eines Pilgers und verdiente sein Brot durch das Nähen von Pelzen sowie durch Fischfang. Später noch erinnerten sich alte Leute daran, wie er ungeachtet seiner Armut andere beköstigte und die heidnischen Wogulitschen zum Christentum führte.

Fünzig Jahre nach seinem Tode sorgten Wunder an seinem Grabe dafür, daß man ihn regional zu verehren begann. Der hl. Simeon kann nicht als Einsiedler gelten, obwohl seine Liebe zur Stille und Einsamkeit offensichtlich ist und ihn zur Übersiedlung in die sibirische Wildnis bewog.

Der Grundzug seines Glaubenslebens ist der Zug zu sozialer Selbstbescheidung. Als Adliger, der freiwillig das bäuerliche Leben vorzog, erinnert er an den Smolensker Fürsten Andrej, der in Perejaslawl Kirchendiener bei einem Moskauer Bojaren oder Fürsten wurde, nachdem dieser sich im Chlopsker Kloster um Christi willen im Narrentum üben wollte. Ähnlich haben viele nicht kanonisierte Gerechte des 18. und 19. Jahrhunderts gewirkt. Dem entspricht auch die großartige Legende vom Starzen Fjodor Kusmitsch.

Artemi Werkolski (gest. 1545) war ein Bauernjunge aus dem Gebiet um Archangelsk und wurde im Alter von 12

Jahren von einem Blitz erschlagen. Seine Vita entstand in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts; in ihr wird lediglich erwähnt, daß Artemi mit fünf Jahren bereits "kindliche Gepflogenheiten ablegte und Kinderspiele verachtete". Dieser in den russischen Wen häufig vorkommende Zug hat hier seine volle Berechtigung. Der Knabe wurde schon früh zu Landarbeiten herangezogen, und dieses sein "irdisches Werk" veranlaßt den Autor der Vita zu einem Urteil über die Heiligkeit des Ackerbaus im Vergleich mit den alttestamentlichen Gerechten. Das Gewitter, das den Knaben auf dem Felde überraschte, wird in solch einer Elementargewalt dargestellt, daß man darin — wie in den Viten der Narren in Christo — eine Offenbarung der Macht Gottes empfindet "Der Selige erschrak zutiefst, und von diesem großen Entsetzen gepackt, hauchte er seinen Geist unter dem Donnerschlag aus."

Rechtfertigung nach 35 Jahren

Ein so plötzlicher Tod durch Blitzschlag ohne Buße läßt eine sehr unterschiedliche religiöse Erklärung zu. Die Vita erinnert an das Wort der Schrift „Wenn aber der Zorn Gottes oder Blitz und Donner einen Menschen schlagen, so spreche Ich Selbst das Urteil über meinen Knecht“ Die Leute in Werkolsk beerdigten deswegen Artemi im Wald und nicht auf dem Friedhof, weil sie durch das Geschehen in Zweifel über die religiöse Wertung dieses Todes gekommen waren.

Jedoch 35 Jahre später entscheidet in der folgenden Generation das Gericht Gottes zugunsten der Heiligkeit Artemis. Über seinem Grab erstrahlt plötzlich Licht, und man bettet seinen Körper in die Kirche um, wo alsbald Wunder sich ereignen. Nunmehr galt Artemi als reines Opfer, das Gott wohlgefällig war, Und rückte in die Nähe der heiligen Märtyrer.

Den Sinn einer solchen Glaubenshaltung deuten uns Boris und Gleb, die ersten russischen Heiligen. Wir wissen auch um andere Märtyrer fürstlichen Geblüts. Mit besonderer Ehrerbietung denkt die russische Frömmigkeit an Kleinkinder, die eines gewaltsamen Todes starben. Hier paart sich das Schlachtopfer mit der Reinheit eines Kleinkindes. So erklärt sich auch die Kanonisierung des erschlagenen Zarewitschs Dimitri und des Knaben Gabriel Slutski (gest. 1690), in denen man Opfer eines Ritualmordes sah.

In dem 42 km von Nowgorod entfernten Kloster Menjushsk werden die Reliquien der Kleinkinder Jakob und Johannes verehrt, die zur Zeit Iwans des Schrecklichen umkamen. Nach den Nowgoroder Überlieferungen und Menäen wurde der Einjährige Johannes beim Spiel unbeabsichtigt von seinem Bruder erschlagen, der sich daraufhin, zu Tode erschrocken, im Ofen verbarg und infolge einer Rauchvergiftung starb. So gibt es noch mehr Beispiele von nicht kanonisierten, in der Folge aber verehrten Märtyrern.

In Uglitsch ehrte das Volk den kleinen Johannes Tschepolosow, der als Siebenjähriger von einem Arbeiter seines Vaters, Marktaufseher in der Stadt, umgebracht worden war (gest 1663).

Sattsam bekannt ist der Petersburger Volkskult, der von der Gruft des getöteten Zaren Pawel ausging. Diese letzten Beispiele sind illegitime Zweige an dem Baum der Märtyrer. Demgegenüber wurde die Verehrung Wassilis von Mangaseje zeitweise von der Kirche übernommen. Er war der Sohn eines Jaroslawler Kaufmanns und arbeitete als Ladengehilfe in der sibirischen Stadt Mangaseje, die es heute nicht mehr gibt. Sein Dienstherr verdächtigte ihn des Diebstahls, peinigte ihn, brachte ihn in die Wojewodenhütte und erschlug ihn schließlich durch einen Hieb mit dem Schlüssel an die Schläfe. Aus Angst vor der Verantwortung verscharrte er den Leichnam des Unglücklichen ohne Beerdigung (1602).

Doch fünfzig Jahre darauf gab es an diesem Grab seltsame Zeichen. Im 17. Jahrhundert errichtete man über dem Grab eine Kapelle, bevor man den Körper exhumierte und in das Kloster Turuchansk überführte, wo er in einem vergoldeten Schrein zur Verehrung aufgestellt wurde.

Umstrittene Kanonisierung einer ganzen Familie

Als 1803 eine Epidemie die Gegend heimsuchte, erlaubte man beim Vollzug der „Fürbitten“ die Aufstellung eines Gnadenbildes, das Wassili darstellt. Weil Metropolit Ambrosi, der zur Beruhigung des aufgebracht Volkes die Fürbitten erlaubt hatte, sie gleichzeitig aber als Aberglauben abtat, kann man in diesem Kult keinerlei Kanonisation sehen. Wassili blieb auch nach dem Tode des Hierarchen weiterhin ein Verehrter des Volkes.

Keinesfalls können zu den Märtyrern die Geschwister Alfinow, Nikita, Kyrill, Nikiphor, Kliment und Isaaki gerechnet werden, deren Reliquien im Nowgoroder Antonjew-Kloster verborgen gehalten wurden.

Dies ist wohl ein besonderer Fall in der russischen Hagiologie, der uns die größten Rätsel aufgibt, weil es sich hier um die Kanonisierung einer ganzen Familie handelt, über die keinerlei Informationen vorliegen. Sogar die Zeit ihres Lebens ist unbekannt. Die Überlieferung sieht in ihnen Nowgoroder Possadniks und Erbauer des Sokolnizki-Klosters, von wo ihre Gebeine nach einem Brand 1775 verlegt worden waren.

Wahrscheinlich wurden die Brüder in ihrem Kloster als fromme Stifter verehrt, ohne daß ihr Kult Volkscharakter annahm. Er war von kirchlicher Regionalprägung.

Bei der großen Zahl von heiligen Laien in Rußland wundert man sich über das Fehlen von Kanonisierungen jener Priester, die zum weißen Klerus gehörten. Bekannt sind zwei Namen: Maxim Totemski (gest 1650) und Simeon Malopineshski (gest 1585). Der erste Priester war Narr in Christo und als solcher nicht kanonisiert, der zweite hatte kurz vor seinem Tode das S'chima genommen und wurde als Ehrwürdiger in das Heiligenverzeichnis eingetragen.

Als Erklärung dafür, daß so wenige Priester in der russischen Kirche heiliggesprochen wurden, kann man auf das niedrige Niveau des weißen Klerus im alten Rußland verweisen und die sich daraus erklärende geringe Ach-

Georgi Petrowitsch Fedotow, Historiker und Publizist, wurde am 1. Oktober 1886 in Saratow geboren. Er besuchte das Gymnasium in Woronesh. Als aktives Mitglied der Sozialdemokratischen Partei wurde er 1905 des Landes verwiesen. Drei Jahre später studierte er Mediävistik an der Fakultät für Geschichte und Philologie der Petersburger Universität.

Die Verhältnisse in Rußland zwangen ihn 1925 zur Emigration. In Paris arbeitete er an mehreren Zeitschriften mit und las am Orthodoxen Theologischen Institut Hagiologie. Die Zeit in Paris zählt zu den fruchtbarsten Abschnitten seines Lebens. Er verfaßte drei Bücher und einige hundert Artikel.

1941 ging er in die USA, wo er von 1945 an bis zu seinem Tode am 1. September 1951 eine Dozentur am Hl. Wladimir-Seminar innehatte.

tung vor diesem Stand. Historische Quellen berühren ihn lediglich kritisch, wenn sie seine Mängel geißeln wollen. Historiker beschreiben die Landgeistlichkeit wenig anders als die bäuerliche Bevölkerung sowohl was ihre Arbeitsweise als auch ihre Bildung angeht

Folglich hob sich die Rechtschaffenheit des priesterlichen Standes wenig von der der Laien ab, deren Heiligkeit in den beiden Extremen als die von fürstlichem Geblüt oder als die von Narren in Christo kanonisiert wurde. Die weiße Geistlichkeit stellte sozial wie sozio-politisch in ihrer Alltagsbeziehung die gesellschaftliche Mitte dar, und der Mangel an heiligen Priestern verwundert nicht weniger als der von heiligen Bojaren oder Kaufleuten. Der geistliche Stand als solcher wurde von dem heiligen Bischof repräsentiert.

Nicht groß ist die Zahl der heiligen Frauen in der russischen Kirche: Von ihr heiliggesprochen sind wohl nur zwölf insgesamt. Die bekannte soziale Niedrigstellung der russischen Frau, zumal in der Moskauer Periode, wirkte sich offensichtlich auch im geistlichen Leben aus: Ihr fehlten religiöse Initiative, heroische Opferbereitschaft, dafür hatte ihre Frömmigkeit einen warmen Charakter. Die Frauenklöster in Rußland waren eher Institutionen öffentlicher Geringschätzung, sie galten als Zufluchtsort für Witwen und unverheiratete Jungfrauen, vorzugsweise aus der Bojarenschicht. Weder heroische Großtaten noch ein Leben in der Einsamkeit sind unter den russischen Nonnen bekanntgeworden.

Nichtsdestoweniger gibt es unter ihnen Namen, die jedem russischen Herzen teuer sind. Allen voran die apostelgleiche Olga, deren Verehrung noch vor der des Fürsten Wladimir begann. Wladimir selbst hat ihren Sarg in die Zehntkirche umbetten lassen, vielleicht in der Hoffnung auf ihre Heiligsprechung. Wann — noch in vormongolischer Zeit — ihre Kanonisation stattgefunden hat, ist unbekannt. Ihre Laudatio ersetzt die Vita und fügt keine Berichte aus ihrem Leben zu den Legenden der Chronik hinzu. Die russische Kirche ehrt sie weniger als Asketin, sondern vielmehr als erste Täuferin der Rus, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne des Wortes.

Nach ihr treten eine Reihe von Fürstinnen auf, die als Klosterstifterinnen und Äbtissinnen bekanntgeworden und dem Kreis der heiligen Fürsten und Ehrwürdigen zuzurechnen sind. Alle heiliggesprochenen russischen Nonnen waren fürstlicher Herkunft. Selbst die heilige Charitina von Nowgorod wird von der Überlieferung als litauische Fürstin vorgestellt, die mit dem Fürsten Theodor verlobt war (13. Jahrhundert).

Ehrwürdige, von der Kirche kanonisierte Fürstinnen waren Euphrosynia von Polozk, Anna von Kaschin, die Gattin des hl. Fürsten Michael Jaroslawitsch von Twer, die in einem Kloster 1368 starb, Euphrosynia von Susdal, Tochter des hl. Fürsten Michael von Tschernigow, und Euphrosynia (in der Welt Eudokia) von Moskau, die Gattin von Dmitri Donskoi, die erst kurz vor ihrem Ableben Nonne im Kloster nun Heimgang der Jungfrau wurde (gest. 1407).

Die volkstümliche oder regional klösterliche Verehrung fügt noch eine Reihe weiterer Namen hinzu: Eupraxia von Pskow, Solomonia (Sophia) von Moskau, die verschiedene Frau von Wassili III., sowie andere.

Unter ihnen ragt Euphrosynia von Polozk (gest. 1173) wegen ihrer scharf profilierten Vita, ihrer großen Charakterstärke und ihrer Bildung als eine Förderin der Kirche hervor. Tochter des Polozker Fürsten Swjatoslaw Georgi, wies die junge Predislawa alle Freier ab und zog in das Kloster ihrer Tante unter dem Namen Euphrosynia. Sie hielt es indessen dort nicht aus und erhielt die Erlaubnis des Bischofs, sich an der Kathedrale der hl. Sophia niederzulassen. Hier befaßte sie sich mit dem Abschreiben von Büchern, die sie verkaufte und den Erlös unter die Annen verteilte.

Dann erhielt sie vom Bischof die in Stadtnähe gelegene Erlöserkirche in Selz, ließ hier einen massiven Kirchenbau aufführen sowie ein Frauenkloster. Ungeachtet des Widerstandes ihrer Eltern, zog sie ihre Schwester Gorislawa, ihre Base Swenislawa und zwei Nichten in dieses Kloster. "Die Gabe der seligen Euphrosynia war, daß, wenn sie jemanden in den Blick nahm, dieser alsbald wußte, ob in ihm ein tugendsamer Geist wohnte." Sie gab sich mit dem Bau eines Nonnenklosters nicht zufrieden, sondern gründete auch ein Mönchskloster mit einem Gotteshaus, das der Geburt Christi geweiht war.

Die hl. Euphrosynia hegte eine besondere Verehrung für die Heiligtümer Griechenlands und des orthodoxen Orients. Davon zeugt auch ein in Polozk erhalten gebliebenes Kreuz mit Reliquien griechischer Heiliger und die von ihr aus Konstantinopel beschaffte Kopie einer Gottesmutter-Ikone, die dem hl. Evangelisten Lukas zugeschrieben wird. Das Gnadenbild befindet sich in der Kathedrale von Toropezk. Noch im Alter unternahm sie mit ihrem Bruder und ihrer Schwester die beschwerliche Reise über Konstantinopel in das Heilige Land, von wo sie nicht zurückkehren sollte.

Sie wollte in Jerusalem sterben und hatte sich zuvor in Polozk von ihren Verwandten verabschiedet, die sie tränenreich ziehen ließen. Nachdem sie ein goldenes Weihrauchgefäß am Grabe des Herrn abgesetzt hatte, hatte sie keine Kraft mehr, bis zum Jordan zu gehen und starb in dem russischen Kloster der Gottesgebälerin. Ihre Reliquien wurden später nach Rußland überführt, wo sie in den Kiewer Höhlen ihre letzte Ruhe fanden. Erst im Jahre 1910 wurde sie im heimischen Polozk beigesetzt.

Stifter Verehrung in Nowgorod

Unter den heiligen Laien dominieren ebenfalls die Fürstinnen. Wohl kannte das alte Rußland Närrinnen in Christo (17. Jahrhundert), aber keine einzige wurde heiliggesprochen. Fürstin Anna, die Gattin Jaroslaws des Weisen, wurde in Nowgorod zusammen mit ihrem Sohn Wladimir, dem Erbauer der Sophien-Kathedrale, verehrt, in der beide auch als Stifter bestattet wurden.

In Murom wird die Fürstin Pherronia zusammen mit ihrem Gemahl Fürst Peter verehrt. Die Geschichte läßt ihr Leben im Dunkeln, nicht einmal ihre Namen werden in der Chronik erwähnt. Eine überaus interessante Volkslegende über die beiden wollen wir andernorts untersuchen.

Die Nowgoroder Jungfrau Glykeria und die Kiewer Fürstin Olschanskaja blieben nicht nur uns unbekannt, sondern waren es auch zur Zeit ihrer Kanonisation. Sie wurde durchgeführt teils wegen der unverwesten Reliquien, teils aufgrund sich ereignender Wunder. Es handelt sich um für das alte Rußland seltene Heiligsprechungen, die mit der Verehrung ihrer Gräber begründet wurden, was häufiger im alten Gallien geschah. Die Nowgoroder Chronik berichtet unter dem Jahr 1572,

daß hinter der Kirche der hll. Floms und Laurus „ein Sarg oberhalb der Erde gefunden wurde und darin ein unversehrter Körper, aber nicht vollständig“.

Der Name der Verblichenen war bekannt, es war die Jungfrau Glykeria. „Die alte Nasstasja aber erzählte Wladyka Leonid, sie könne sich noch erinnern, wie man jene vor fünfzig Jahren in die Kirche trug. Der Wladyka ließ sie durch die Kathedrale tragen und sang Lobpreis ...“ Und nach der Beerdigung ereigneten sich wunderbare Heilungen. 1572 wiederholten sie sich und begründeten damit die später erfolgte Heiligsprechung.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde in Kiew in der Nähe der großen Lawrakirche bei Ausgrabungen ein Sarg mit dem unverwesten Leib eines Mädchens geborgen, dessen Name auf einem Silberschildchen erkennbar war: Juliania, Prinzessin Olschanskaja, die mit 16 Jahren (wahrscheinlich im 16. Jahrhundert) verstorben war. Bei der Öffnung des Sarges fand man gut erhalten geblieben ein reich mit Gold besticktes Kleid und eine stattliche Zahl von Pretiosen. Als dort Wunder geschahen, setzte sich die Verehrung der hl. Juliania fort, bevor ihre Reliquien 1718 verbrannten.

Idealgestalt der altrussischen Frau

Der Name Juliania kommt unter russischen heiligen Laien ebenso häufig vor wie der Name Euphrosynia unter den Nonnen. Zwei heilige Julianias lassen mit ihrem Werk die Idealgestalt der altrussischen Frau für uns wiedererstehen.

Fürstin Juliania von Wjasma gehört unbestritten zur Schar der Märtyrerinnen. Von ihrem tragischen Ende berichtet die Chronik. Ihr Mann, Fürst Simeon Mstislawitsch von Wjasma, teilte mit dem Smolensker Fürsten Juri das Los der Verbannung, nachdem die Litauer Smolensk erobert hatten. Wassili I. von Moskau gab ihnen zum Erbbesitz die Stadt Torshok. Hier verfiel Fürst Juri der Schönheit Julianias und versuchte, sie zu verführen. Als seine Annäherungsversuche scheiterten, brachte er Fürst Simeon um, konnte jedoch den Widerstand seiner Frau nicht brechen. Wütend folgte er ihr mit dem Schwert und stieß sie im Hof nieder, laut befehlend, daß man ihren Körper in den Fluß werfen sollte (1406).

Nachdem er wieder zu sich gekommen war, lief Juri in das Kloster, sühnte dort seine Sünde, während die Reliquien der hl Juliania, die lieber sterben als ihrem Gatten untreu werden wollte, in der Verklärungskathedrale zu Torshok ruhen. Interessanterweise wird ihrem Mörder nach aufrichtiger Buße im Wenewsker Kloster die Verehrung des Volkes zuteil.

Die Erzählung von Juliania aus I asarew (oder Murom) (gest. 1604) stellt nicht nur eine Vita schlechthin dar, sondern ist die Zusammenfassung biographischer Aufzeichnungen aus der Feder ihres Sohnes Drushino

Ossorjin und damit die einzige Biographie einer altrussischen Frau. Sie zeichnet sich durch Wahrhaftigkeit, Schlichtheit und den Reichtum an Details aus.

Die Glaubenstreue der gerechten Juliania zeigte sich in ihrer demütigen Schönheit und gibt einen Begriff davon, wie tief das Evangelium in das Gewissen eindringen und das Leben eines altrussischen Menschen verklären konnte. Juliania wurde nicht kanonisiert bis in die jüngste Zeit hinein. Die Zeitgenossen wurden von ihrem erstaunlichen Leben nicht bewegt. Vielleicht war dieses Leben auch gar nicht so beispiellos. Die Gestalt der hl. Juliania wirft einen hellen Schein auf die sonst düstere Darstellung des Moskowitischen 17. Jahrhunderts.

Juliania (Uljana Ustinowa), geborene Nedjurewa aus einer Muromer Adelsfamilie, wurde als Waise im Alter von sechs Jahren zunächst von der Großmutter und später von der Tante erzogen. Die Familie war recht vermögend. Wegen der großen Entfernungen zur Kirche ist Juliania jedoch vor ihrer Ehe selten dorthin gekommen (ihr Sohn schreibt, sie habe sich im Kindesalter absolut nicht zur Kirche hingezogen gefühlt), „wohl aber bereits als Kind den Spott der Tante wie ihrer Base ertragen, weil sie sich in Gebet und Fasten ernstlich übte. Das stille, gehorsame Mädchen mochte die Spiele der Kinder nicht, aber beim Spinnen oder über dem Stickrahmen gingen bei ihr die Kerzen die ganze Nacht nicht aus.“

Schon damals unterstützte sie die Waisen und Bedürftigen in der Umgebung. Mit 16 Jahren wird sie mit Georgi Ossorjin (Ossorgin), einem vermögenden Adligen, verheiratet und lebt mit ihm in Lasarew, etwa 4 km von Murom entfernt. Als mustergültige Ehefrau ordnete sie sich der Schwiegermutter und dem Schwiegervater unter, die ihr den gesamten Haushalt überließen.

Opfer der Epidemie persönlich betreut

Sie mußte für Nahrung und Kleidung der zahlreichen Leibeigenen beiderlei Geschlechts sorgen, ihnen die Arbeit zuweisen, nahm aber persönliche Dienste nicht in Anspruch. Beispielsweise ließ sie sich nicht die Schuhe ausziehen oder das Waschwasser reichen. Die Unvernünftigen erzog sie mit Milde, nicht durch Strafen. Abends und morgens beugte sie mit ihrem Mann an die hundertmal das Knie im Gebet.

Ihr Mann befand sich häufig auf Geschäftsreisen nach Astrachan, manchmal zwei, manchmal drei Jahre lang, ohne daß sie das Recht der Vermögensverwaltung gehabt hätte, und so finanzierte sie ihre Mildtätigkeit aus ihrer Handarbeit. Mit eigener Hand wusch sie Waisen und Witwen und ernährte sie. Nächst der Gottesmutter verehrte sie vor allem den hl. Nikolaus, und er schützte sie vor dämonischen Anfechtungen.

In Hungersnöten und während einer Pestepidemie noch zur Zeit Iwan Grosnys erbittet sie bei der Schwieger-

mutter für sich Frühstück und Mittag und verteilt es anschließend an die Hungernden. Sie beerdigte die Verstorbenen und bestellte für sie die Fürbitten am vierzigsten Tag nach dem Tode. Insgeheim badete sie mit eigenen Händen die von der Seuche Befallenen in ihrer Nachbarschaft.

Juliania gebar viele Kinder, Söhne und Töchter, aber sie hatte kein Glück mit ihnen. Wie unter dem Gesinde gab es auch unter ihnen oft Streit. Der älteste Sohn wurde von einem Leibeigenen erschlagen, ein anderer starb im Dienste des Zaren. Juliania trug sich mit dem Gedanken, in ein Kloster einzutreten, aber ihr Mann entließ sie nicht, er entband sie nur von der ehelichen Pflicht.

Seitdem legte sie sich, nachdem sie ihrem Mann das Bett gerichtet hatte, auf den Ofen und schiebt sich Holzscheite oder Schlüssel unter den Rücken. Die Nächte verbringt sie im Gebet und eilt am Morgen in die nahegelegene Kirche zum Frühgottesdienst und zur Messe.

Nach zehn Jahren stirbt der Mann, und Juliania kann frei ihr Vermögen für Werke der Liebe verwenden. Sie verteilte alles Geld und mußte sich noch verdingen, um mit den Armen teilen zu können. Wenn sie ihre Kinder um Geld für warme Kleidung bat, ging sie schließlich doch ohne Pelz und zog die Schuhe auf die bloßen Füße, ja legte in ihre Stiefel statt Sohlen Nüsse oder spitze Scherben.

Schmackhaftes Brot aus Baumrinde

In diesen Jahren mehren sich die monastischen Züge ihrer Frömmigkeit. Mit der Gebetsschnur in den Händen spricht sie ununterbrochen das Jesusgebet, und noch im Schlaf flüstern ihre Lippen den Lobpreis. Visionen und dämonische Bedrohungen stellen sich immer häufiger ein, von ihnen befreit sie Nikolaus durch seinen Stab. Ihre Glaubenshaltung ist geprägt von der Liebe, sie kommt erst kurz vor ihrem Tod zur vollen Entfaltung.

Wieder überzogen Hungerjahre das Land unter dem Zaren Boris (1601/02). So schlimm war es in Rußland lange nicht gewesen. Die Menschen aßen Fleisch ihresgleichen und starben zu Dutzenden. Julianias Scheunen waren längst geleert, sie hatte das gesamte Vieh, Kleidung und Hausrat für die Hungernden verkauft und lebte selbst in äußerster Armut. Schließlich mußte sie auf ihr Gut in Nishni Nowgorod umziehen, wo möglicherweise der Hunger weniger wütete, und entließ alle Leibeigenen, weil sie sie nicht mehr ernähren konnte. Einige jedoch blieben bei ihr und sammelten für sie Kräuter und Baumrinde.

Daraus wußte sie Brot zu backen, ernährte sich, die Kinder und Bediensteten und hatte auch noch für umherziehende Bettler etwas übrig. Die aber waren in jener Zeit „ohne Zahl!“ Nachbarn fragten diese mitunter vorwurfsvoll: „Warum laßt ihr sie nicht in Ruhe? Ihr geht in

ihr Haus, obwohl sie ja selbst schon vor Hunger stirbt!“ Die Armen aber versicherten, nirgends ein so schmackhaftes Brot gegessen zu haben wie bei dieser Witwe. Sie gaben auch den Nachbarn davon zu kosten, und alle verwunderten sich: „Knechte in Not backen ihr Brot!“ So wiederholte Juliania Ossorjina fünf Jahrhunderte später noch einmal das Werk des Petschersker Mönchs Prochor Lebednik.

Aber ihr Ende war schon nahe. Inzwischen war sie siebzig Jahre alt geworden. Zu Weihnachten erkrankte sie, kommunizierte und verabschiedete sich von ihren Kindern und Bediensteten und „ermahnte sie zur Liebe und zur Barmherzigkeit“. Von sich selbst bekannte sie, längst schon die Lebensweise der Engel begehrt zu haben, aber ihrer Sünden wegen dazu nicht imstande gewesen zu sein. Sie starb am 10. Januar 1604. Als man von ihr Abschied nahm, sah man eine goldene Gloriole über ihrem Haupt, „wie sie auf Ikonen zu sehen ist“.

Juliania, eine Heilige der orthodoxen Intelligenz

Als zehn Jahre später ihr Sohn Georgi an der Kirche von Iasarew beigesetzt wurde, stieß man unabsichtlich auf ihr Grab und fand sie mit Chrisam benetzt. Ihr Sohn Drushino hat uns darüber berichtet und sich nicht von der völligen Unversehrtheit ihres Körpers überzeugen können: „Vor Entsetzen wagte er nicht, näher hinzuschauen, er sah nur, daß Fuß und Hüfte hell waren.“ Mit diesem Balsam wurden Kranke bestrichen und erfuhren hernach Erleichterung. „Wir würden darüber nicht zu schreiben wagen, wenn es nicht bezeugt wäre.“

Die Verehrung in Julianias Familie und unter dem Volk begann somit zehn Jahre nach ihrem Tod, aber die kirchlichen Ermittlungen, die legitimerweise einer Kanonisation vorausgehen, haben bis heute nicht stattgefunden. Die hl. Juliania hat eine feierliche Heiligsprechung nicht abgewartet, aber ihr Name (wie auch der Name Nil Sorskis) ist 1903 in die „wahren Menäen“ aufgenommen worden.

Ihre Verehrung wächst in unserer Zeit mit der literarischen Verbreitung ihrer Vita, die von vielen russischen Schriftstellern betrieben worden ist. Juliania I. a. sarewskaja ist eine Heilige vor allem der orthodoxen Intelligenz. In ihr findet die traditionelle Liebe zum Volk ebenso wie das Ethos des sozialen Dienstes kirchliche Würdigung.

Obzwar Juliania durch eine harte Askese gegangen war und vom Nonnentum geträumt hatte, hinderten sie doch äußere Ursachen daran. Sie ist ihrer persönlichen christlichen Berufung treugeblieben, dem Dienst an der Welt in tätiger christlicher Liebe.